

Claudia Honegger

## Die ersten Soziologinnen in Frankfurt<sup>1</sup>

In den frühen 30er Jahren waren es die Studentinnen, die - im Unterschied zu anderen Fächern - das Bild der soziologischen Lehrveranstaltungen und Kränzchen in Frankfurt entscheidend geprägt haben. Aber sie waren nicht nur als Studentinnen immatrikuliert oder als Gasthörerinnen in den Seminaren zugegen. Zwischen 1930 und 1935/36 haben mindestens ebenso viele, wenn nicht mehr Frauen als Männer an der Frankfurter Universität in Soziologie als Hauptfach promoviert.<sup>2</sup> Den Beruf einer Soziologin freilich hat keine dieser Frauen, die um 1930 aus allen Himmelsrichtungen, aus Breslau, Dresden, Berlin und Petersburg, nach Frankfurt gekommen waren, je ausüben können. 1933 saßen viele von ihnen gerade an ihrer Doktorarbeit oder hatten sie soeben beendet. Einige sind wohl mit den kostbaren Seiten im Handgepäck aus Deutschland geflohen, andere haben in den nächsten zwei, drei Jahren ihre Promotionsverfahren noch abschließen können, aber 'Soziologie als Beruf' lag in weiter Ferne.

Die Ereignisse des Frühjahres 1933 haben sie wieder und blitzschnell in alle Winde vertrieben: nach Paris und London, nach Palästina, auf europäischen Umwegen nach Amerika. Einige der Älteren, die vorher schon einen Beruf hatten, die also sozusagen auf dem zweiten Bildungsweg Soziologie studiert, in Soziologie promoviert hatten, kehrten teils in diesen zurück, sofern sie konnten und durften, also nicht der 'falschen Rasse' angehörten, waren wieder tätig als Wohlfahrts- oder Kinderpflegerinnen. Den vorwiegend

<sup>1</sup> Für ihre Gesprächsbereitschaft danke ich Maria Borris, Heinrich Cobet, Norbert Elias, Gisèle Freund, Peter von Haselberg, Hilde Hooge-Herlemann, Adolph Löwe, Karl Pfauter, Nina Rubinstein und Käthe Truhel.

<sup>2</sup> Vgl. Promotionsbuch der Philosophischen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt 1914-1956. Allerdings war auch in anderen Fächern wie Kunstgeschichte, Geschichte und Philologien der Anteil der weiblichen Promotionen zwischen 1925 und 1935 erstaunlich hoch.

jüdischen Emigrantinnen aber nützte in der fremden Welt weder eine unabgeschlossene noch eine abgeschlossene Frankfurter Promotion. Das war ein ideeller Luxus, bittere Reminiszenz an eine verlorene Zeit, eine für immer entschwundene Lebens- und Berufsmöglichkeit. Sie mußten sich anderswie durchschlagen: als Übersetzerinnen, als Lehrerinnen oder als Ehefrauen.

Was wäre gewesen, wenn? Diese Frage, die schon Katharina Rutschky in ihrer luziden Einleitung zur Neuauflage von Margarete Freudenthals Dissertation aufgeworfen hat, drängt sich immer wieder auf (Rutschky 1986: VII-XXII). Was wäre gewesen, wenn einige dieser hochbegabten Frauen tatsächlich Soziologinnen geworden wären, wenn sie hätten Sozialforschung betreiben dürfen, wenn sich die eine oder andere hätte habilitieren können, wenn sie Professorinnen geworden wären? Wenn wir sie in den 60ern und 70ern noch hier hätten als Lehrende erleben können? Wenn sie uns ihr waches Interesse, ihre soziologische Neugierde für alle Bereiche des menschlichen Lebens, die immer auch Frauenforschung avant la lettre umfaßte, wenn sie uns das alles hätten vermitteln können?

Diese Fragen sind vielleicht müßig, wider den Lauf der Geschichte, aber sie sind nicht widersinnig, sie sind nicht ohne Sinn. Sie zeigen das, was gewesen ist, in einem schärferen Licht. Wer waren diese Frauen? Wie haben sie gelebt, was haben sie gedacht in den kurzen Jahren ihres Studiums in Frankfurt? Es gab, wie erwähnt, einige ältere Frauen, die schon eine Ehe oder eine Berufsausbildung hinter sich hatten, einige wohlhabend und gutbürgerlich, die vor allem die Seminare von Karl Mannheim (auch von Adolph Löwe und Paul Tillich) besuchten, die eher isoliert studierten und bereits an ihren Doktorarbeiten saßen. Dann gab es die Jüngeren, gerade Anfang zwanzig, die meisten aus jüdischen Familien, einige aus großbürgerlichem Milieu wie jene Gisela Freund aus Berlin, deren Vater, der Textilkaufmann Julius Freund, eine der bedeutendsten Kunstsammlungen der Weimarer Zeit besaß. Sie waren jung, intellektuell wach, ehrgeizig, großstädtisch und im Zweifelsfall bildhübsch. Viele waren linksgerichtet (einige wohl auch Mitglieder der sozialistischen Studentengruppe) und in ihren Augen waren - wie es Ilse Seglow ausgedrückt hat - weder Max Horkheimer noch Karl Mannheim politisch gesehen besonders radikal. Die Jüngeren bildeten einen engen Kreis um Norbert Elias, den Assistenten Mannheims, trafen sich im Café Laumer, wo sie oft bis tief in die Nacht hinein an den erregten Debatten teilnahmen, von denen sich einmal Paul Tillich um

1 Uhr früh - zu den Soziologen und eben auch Soziologinnen gewandt - mit den folgenden Worten verabschiedet haben soll: "Ihr könnt ja zu eurer Struktur gehen, ich aber gehe jetzt ins Bett." (Seglow 1977: 16).

Was hat diese Studentinnen an der Soziologie vor allem Karl Mannheims und Norbert Elias' fasziniert - im Gegensatz allem Anschein nach zum Institut für Sozialforschung, dessen Veranstaltungen sie zwar häufig besuchten, bei dessen Vertretern sie aber weder gearbeitet noch promoviert haben? Margarete Freudenthal, eine der Älteren, hat sich folgendermaßen ausgedrückt:

"Daß sich die Soziologie, wie sie Professor Mannheim vertrat, als Forschung vom Leben leiten ließ und nicht umgekehrt, machte sie mir so ungeheuer reizvoll. Diese Gesellschaftswissenschaft bringt in mühseliger Klein- und Zusammenarbeit die konkreten Forschungsmethoden, Denkschritte, Kategorien und Schemata zusammen, um die gesellschaftlichen Phänomene zu beobachten, nicht nur der aktuellen Umwelt, sondern auch der Vergangenheit." (Sallis-Freudenthal 1977: 106 f.).

Wie Margarete Freudenthal waren wohl viele andere Studentinnen (und Studenten) angetan von Mannheims Interesse für alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, von seinen Versuchen einer analytischen Durchdringung noch der alltäglichsten Phänomene. War es dieses durchscheinende Pathos des Konkreten, das Mannheims Soziologie, die ja durchaus zunächst eher sich als hoch abstrakte "Geheimwissenschaft" (Freudenthal) darbot, so anziehend machte? Anziehender auch als die freiwilligen und unfreiwilligen Überhebungen einer allgemein-allumfassenden Theorie ein Stockwerk höher? Lassen wir noch einmal Margarete Freudenthal zu Wort kommen:

"Für mich jedenfalls hatte all das etwas Atemberaubendes, denn es brachte dauernd das Gefühl, einem schöpferischen Prozeß beizuwohnen und in ihm gleichzeitig mitzuwirken. Bei jeder unserer Seminararbeiten, ob sie nun einen historischen Ablauf oder eine Gegenwarterscheinung behandelten, wurden neue Denkkategorien an immer wieder neuen Stoffen angewandt oder ausprobiert, und man kam dadurch zu Erkenntnissen, die niemand voraussagen konnte." (ebd.: 108 f.).

Standen die Seminararbeiten meist im Kontext einer größeren historisch-soziologischen Fragestellung (z.B. im Rahmen des berühmten Liberalismus-Seminars) oder hatten einen aktuellen Anlaß (wie beispielsweise jene Befragung durch ein Team von Leuten aus dem

Mannheim-Seminar zur Abstimmung im Saargebiet), so kam bei der Auswahl der Dissertationsthemen noch ein anderes Prinzip zum Tragen, das die Attraktivität dieser Form von Soziologie erklären mag. Dieses Prinzip wurde vor allem von Norbert Elias, der sich vorwiegend um die studentischen Angelegenheiten kümmerte, konsequent angewendet, nämlich die Doktoranden und Doktorandinnen zu Analysen von Bereichen anzuhalten, die sie aus eigener Erfahrung genauestens kannten: so etwa die Hobby-Photographin Gisela Freund zu einer Arbeit über die gesellschaftlichen Ursprünge der Photographie im 19. Jahrhundert, die SchauspielerIn Ilse Seglow zu einer Analyse der Theatergesellschaft, die Hausfrau Margarete Freudenthal zu einer Arbeit über den Gestaltwandel der Hauswirtschaft, die Wohlfahrtspflegerin Käthe Truhel zu einer Sozio-Analyse der Fürsorgerinnen, die aus einer Familie russischer Emigranten stammende Nina Rubinstein zu einem Vergleich der Emigrationen nach der französischen und nach der russischen Revolution. Es war, nach übereinstimmendem Zeugnis aller, hauptsächlich Norbert Elias, der die Doktorarbeiten betreut hat - mit Ausnahme wohl derjenigen von Hans Gerth über Die bürgerliche Intelligenz um 1800, deren anfängliches Werden zumindest Mannheim selbst in häufigen Gesprächen begleitet hat (vgl. Gerth 1976).

Noch einmal Margarete Freudenthal:

"Professor Mannheim hatte aus Heidelberg einen Assistenten mitgebracht, der genau das hatte, was Mannheim nicht besaß. Nicht brillierend wie der faszinierende Erfinder und Verkünder, war Dr. Elias im Gegenteil nach innen gekehrt, gründlich, methodisch und voll uneigennütziger Hilfsbereitschaft für uns alle. Was wir im Kolleg nicht verstanden, erklärte er uns; wenn wir in unseren Arbeiten nicht weiterkamen, so beschäftigte er sich mit unseren Problemen, als ob es seine eigenen wären." (ebd.: 109).

Zu Ilse Seglow soll Elias gesagt haben: "Sie sind SchauspielerIn gewesen. Das ist ein Bereich, den Sie genauestens kennen - und das ist immer ein großer Vorteil für einen Soziologen." (Seglow 1977: 18). Elias setzte sich mit der ehemaligen SchauspielerIn zusammen, und sie erarbeiteten gemeinsam ein konkretes Forschungsprojekt, das die Gesellschaft der Schauspieler und deren Karrieremuster erkunden sollte. Übrigens war die Frage nach Karrieremustern und Aufstiegskanälen offenbar eine, die noch häufiger hätte untersucht werden sollen. So gab Mannheim einem Studenten die Anregung, eine Dok-

torarbeit über die Karrierestrukturen in der Sozialdemokratischen Partei zu schreiben; eine Studentin sollte über die sog. Führerauslese in der katholischen Kirche promovieren.<sup>3</sup> Aus diesen beiden Arbeiten ist wohl eher aus Gründen des nicht zu bewältigenden Materials nichts geworden, während die Arbeit von Ilse Seglow das zeittypischere Schicksal erlitt, unfertig ins Exil mitgenommen worden und dort liegen geblieben zu sein.

Mannheim hat in seiner Frankfurter Zeit nur zwei Promotionen in der Philosophischen Fakultät überhaupt bis zur mündlichen Prüfung betreuen können: Zum einen die Arbeit von Wilhelm Carlé (1931) über Weltanschauung und Presse<sup>4</sup>; zum anderen Frieda Elisabeth Haussigs wissenssoziologische Untersuchung zu Wilhelm Heinrich Riehl. Ursprünge der mittelständischen Soziologie in Deutschland (Haussig 1934). Die mündliche Prüfung fand am 19. Dezember 1932 statt, die Arbeit erschien 1934 im Druck. Frieda Haussig gehörte zu den Älteren. 1897 geboren, hatte sie zunächst das Fröbelseminar in Dresden besucht, war anschließend einige Jahre als Kinderpflegerin tätig gewesen, dann, nach einer weiteren Prüfung, auch als Wohlfahrtspflegerin. Mit 30 Jahren bestand sie die Immaturenprüfung und erhielt damit die Zulassung zum Hochschulstudium. Sie studierte anschließend Volkswirtschaftslehre, Soziologie, Philosophie und Pädagogik in Dresden, Heidelberg, Leipzig und Frankfurt, u.a. bei Karl Jaspers, Hans Freyer und eben Karl Mannheim, bei dem sie sich für seine Förderung ihrer wissenssoziologischen Arbeit ausdrücklich

---

<sup>3</sup> Mündliche Auskunft von Karl Pfauter.

<sup>4</sup> Die Arbeit war wohl vom Institut für Sozialforschung unterstützt worden. Korreferent bei der mündlichen Prüfung am 16. Februar 1931 war Max Horkheimer, der seinerseits auch nur drei Promotionen zu Ende begleiten konnte. Einem der drei Doktoranden Horkheimers wurde 1937 die Würde wieder entzogen. Das ist übrigens ein in den Promotionsakten der Philosophischen Fakultät beschämend häufig anzutreffender Vermerk, der auch nur in den seltensten Fällen in den 50er und 60er Jahren wieder aufgehoben wurde. Bei der Arbeit von Carlé handelte es sich wohl eher um eine 'unglückliche Allianz' von Seminar für Soziologie und Institut für Sozialforschung, die schlußendlich niemanden recht glücklich gemacht hat. Der Kandidat erhielt nur die Note "bestanden".

bedankt.

In ihrer Arbeit über Wilhelm Heinrich Riehl, den deutschen Begründer einer konservativen Familiensoziologie, befolgte Frieda Haussig die methodologische Prämisse der Wissenssoziologie Mannheimscher Prägung, nämlich die Frage nach dem Standort oder der Denkbasis des Sprechenden ins Zentrum der Analyse zu rücken. Indem sie konsequent die Frage stellte: "Wer spricht?" - Mannheim nannte es die "Aspekt-Struktur" (Sallis-Freudenthal 1977: 109)- gelang ihr eine erhellende Einsicht in die gesellschaftlichen Verwobenheiten und Bedingungen der Riehlschen Volks- und Familienideologie. Frieda Haussig war auch durchaus hellichtig, was die von Comte und Hegel vorbereitete, von Riehl und Lorenz von Stein auf die Spitze getriebene Spaltung der Soziologie in eine allgemeine Gesellschafts- respektive Männerlehre und eine besondere, abgesonderte Familien- respektive Frauenlehre anbelangt.

Frieda Haussigs Promotion war die letzte, die ordentlich abgeschlossen werden konnte. Alle anderen Arbeiten blieben entweder liegen oder wurden von ihren Verfasserinnen ins Exil mitgeschleppt (und daß sie von dort wieder nach Frankfurt zurückkehren, wie 1989 die Dissertation der damals 25jährigen Nina Rubinstein, dürfte über diesen singulären Fall hinaus recht unwahrscheinlich sein<sup>5</sup>). Nur wenigen scheint es wie Gisela Freund gelungen zu sein, ihre begonnene Arbeit recht bald in einer anderen Sprache zu Ende zu schreiben und auch an einer anderen Universität unterzubringen. Gisela Freunds in Frankfurt bei Mannheim und Elias begonnene Arbeit über die Geschichte der Photographie wurde von der Sorbonne als Doktorarbeit angenommen und erschien 1936 unter dem Titel La Photographie en France au dix-neuvième siècle. Essai de sociologie et d'esthétique in dem berühmten Verlag ihrer Freundin Adrienne Monnier in Paris. In deren "Studio des Amis des Livres" fand drei Jahre später auch die erste Ausstellung mit Portraits von Schriftstellern statt, die den Weltruhm der Photographin Gisèle Freund begründen sollte.

---

<sup>5</sup> Nina Rubinstein wurde im Dezember 1989 mit 56jähriger Verspätung promoviert. Vgl. ihre Dissertation Die französische Emigration nach 1789. Ein Beitrag zur Soziologie der politischen Emigration, Ms. Frankfurt 1933 bzw. 1989 (im Erscheinen).

Über ihr Buch hat Benjamin am 3. November 1937 an Horkheimer geschrieben: "Es ist eine gute Arbeit, obwohl es im frankfurter Seminar von Mannheim seinen Ursprung genommen hat." (Benjamin 1972: 629). In seiner Rezension in der Zeitschrift für Sozialforschung erwähnt Benjamin freilich diese Frankfurter Ursprünge des Buches nicht. Er lobt zunächst im allgemeinen: "Gisèle Freunds Studie stellt den Aufstieg der Photographie als durch den Aufstieg des Bürgertums bedingt dar und macht diese Bedingtheit in glücklicher Weise an der Geschichte des Portraits einsichtig." Dann stellt er die etwas vereinnehmende These auf: "Die Methode des Buches ist an der materialistischen Dialektik ausgerichtet." Tatsächlich ist das Buch viel eher mannheimianisch-kultursoziologisch ausgerichtet und versucht, die gesellschaftliche Standortbestimmung, die "Aspekt-Struktur" der ersten Photographen und ihrer Kundschaft zu ergründen. Indem Gisèle Freund etwa die Rolle der Intellektuellen unter der Julimonarchie oder das soziale Millieu der Pariser Bohème untersuchte, befand sie sich durchaus im Einklang mit den methodologischen Annahmen der Wissenssoziologie. Deren oft so genannten 'Relativismus' hat denn auch Benjamin in die leise Kritik gehüllt: Bedenklich sei nicht "der Versuch, die künstlerische Tragweite einer Arbeit mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Struktur ihrer Entstehungszeit zu umschreiben; bedenklich [sei] nur die Annahme, diese Struktur erscheine ein für alle Mal unter dem gleichen Aspekt" (Zeitschrift für Sozialforschung [1938], 7).

Doch Gisèle Freund war eher eine Ausnahme mit ihrer auf Französisch abgefaßten Dissertation von 1936. Die anderen, von denen wir wissen, weil sie entweder noch heute bekannt sind und/oder zumindest in den Universitätsakten vorkommen, haben nach der Suspension Karl Mannheims am 13. April 1933 (vgl. Hammerstein 1989: 131) versucht, bei Heinz Marr, dem vorläufigen Nachfolger Mannheims auf dem Lehrstuhl für Soziologie, ihre Promotionen zu beenden. So hatte etwa Hans Gerth im Jahre 1936 bei Marr und dem Historiker Georg Küntzel sein Verfahren abschließen können. Das gleiche war der Fall bei Margarete Freudenthal, deren mündliche Prüfung bei Marr und Küntzel am 20. Dezember 1933 stattgefunden hat.

Margarete David, geboren 1894 in Speyer, hatte zunächst Nationalökonomie, Philosophie und Kunstgeschichte studiert. 1917 heiratete sie Berthold Freudenthal, Professor an der Juristischen Fakultät in Frankfurt, und wurde Hausfrau und Mutter. Nachdem ihr Mann 1929

gestorben war, nahm sie das Studium an der Universität Frankfurt wieder auf, nunmehr mit dem Hauptfach Soziologie. Ihre Arbeit über den Gestaltwandel der städtischen bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft unter besonderer Berücksichtigung des Typenwandels von Frau und Familie, vornehmlich in Südwestdeutschland zwischen 1760 und 1933. 1. Teil von 1760 bis 1910, zuerst 1934 erschienen und kürzlich wieder neu aufgelegt, gehört mittlerweile zu den Standardwerken von Familiengeschichte und Frauenforschung. Häufiger zitiert als gelesen, dürfte zudem der Frankfurter Entstehungskontext dieses Buches weitgehend unbekannt sein. Wie Margarete Freudenthal zu dieser Arbeit gekommen ist, hat sie selbst geschildert:

"Mannheim ließ jeden von uns schon sehr früh ein Thema wählen, damit wir uns an den Stoff heranarbeiten konnten. Ich entschied mich nach bitter-süßer Neigung und Erfahrung für den Haushalt." Sie erinnert sich weiter: "Nachdem mein Thema fixiert und ich schon tief in der Arbeit war, legte mir Mannheim nahe, gleichzeitig mit dem historischen Teil eine Gegenwartsanalyse an ungefähr 50 Haushaltungen durchzuführen. Ich bedeutete ihm, das so etwas über meine Kraft ginge, ich hätte schon mit dieser Arbeit genug zu tun. 'Nein', sagte Mannheim, 'es wird gerade für ihren theoretischen Teil sehr nützlich sein, wenn Sie wissen, wie die praktischen Haushaltungen um Sie herum aussehen, nicht nur als Fortsetzung, sondern in bezug auf den Gestaltwandel.' Und dann fügte er hinzu: 'Diese zweite Arbeit, die sicher zu besonderen Ergebnissen, weit über das rein Soziologische hinaus, führen würde, wäre für ihre wissenschaftliche Laufbahn von großem Wert.' Und dabei blieb es, und ich tat natürlich, was der Chef wollte." (Sallis-Freudenthal 1977: 109 f.).

Nachdem im Seminar ein Fragebogen ausgearbeitet worden war, begann Margarete Freudenthal also brav mit ihren Hausbesuchen in etwa 50 Familien unterschiedlicher Schichtzugehörigkeit. Mit dieser Gegenwartsanalyse, die der Herr Professor auch durch den Hinweis auf eine mögliche akademische Karriere schmackhaft gemacht hatte, hätte sich Margarete Freudenthal unter anderen Umständen vielleicht habilitieren können. Tatsächlich hat sie es auch so noch einmal versucht, und zwar an der Universität Basel. Dort aber hat man ihr mit dem Verweis auf die Heerscharen brotloser deutscher Privatdozenten die Tür gewiesen. Statt dessen emigrierte sie 1934 nach Palästina, wo sie nach einigen Versuchen, ihre Qualifikation auch beruflich zu nutzen, schließlich als Mitarbeiterin im Geschäft ihres zweiten Mannes tätig war. Sie ist dort am 16. November 1984 ge-

storben. Die Unterlagen zum zweiten Teil der Arbeit aber sind verloren gegangen (vgl. Rutschky 1986: XVII f.; 1982.).

Auch Käthe Truhel, 1906 in Pommern geboren, staatlich geprüfte Wohlfahrtspflegerin, hat ihre bei Mannheim begonnene Dissertation 1934 bei Marr (und Ernst Kriek) beendet. Sie hatte in Berlin, Heidelberg, Breslau und Frankfurt Sozialwissenschaften studiert, und ihre Arbeit mit dem Titel Sozialbeamte. Ein Beitrag zur Sozioanalyse der Bürokratie (Truhel 1934) ist bei näherem Zusehen reinste Frauenforschung, wie wir heute sagen würden. Denn die Sozialbeamten waren beinahe ausschließlich Sozialbeamtinnen, fürsorgerisch geschulte Frauen also, Mitglieder des "Deutschen Verbandes der Sozialbeamtinnen" und anderer Frauenberufsverbände, im ganzen knapp 10.000 Frauen, die seit 1900 allmählich ins Beamtentum aufgenommen worden sind und erstmals 1927/28 in der Beamtengehaltsregelung als besondere Kategorie Erwähnung fanden. Käthe Truhels Arbeit ist so eigentlich eine Analyse der allmählichen Herausbildung einer staatlichen, bürokratisch geregelten Fürsorge aus den Institutionen der Frauenbewegung und aus der freiwilligen sozialen Frauenarbeit.

Auch Käthe Truhel ist keine Soziologin geworden. Sie kehrte in ihren ersten Beruf der Wohlfahrtspflegerin zurück, arbeitete vorwiegend in Bayern und lebt heute in einem Altersheim in Nürnberg.

Aus dem Café Laumer-Kreis der jüngeren Studentinnen ist Natalie Halperin (neben Marga Wadsack, die 1936 bei Georg Küntzel in Geschichte promovierte (vgl. Wadsack 1938)<sup>6</sup>, und nun, 1989, eben auch Nina Rubinstein) die einzige, die ihre Promotion noch in Frankfurt beendet hat, und zwar mit einer keineswegs camouflierten Arbeit zur Frauenforschung: Die deutschen Schriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Versuch einer soziologischen Analyse. In der Publikation findet sich keine Einleitung, keine Danksagung, und die Bibliographie verzeichnet ausschließlich Primärquellen und historiographische Sekundärliteratur. Im Text gibt es lediglich zwei kleine Verweise auf Mannheim. Und dennoch ist der Zusammenhang mit dem Frankfurter Seminar für Soziologie mehr als eindeutig. Natalie Halperins Arbeit ist nämlich das genaue Pendant zur Studie von Hans Gerth über die Intelligenz, d.h. die männliche Intelligenz

---

<sup>6</sup> Die mündliche Prüfung fand am 25. November 1936 statt. Hauptreferent: Georg Küntzel; Korreferent: Paul Kirn. Vgl. auch die pädagogische Dissertation von Hilde Herlemann (1934).

um 1800. Sie schreibt zu Beginn ihrer Studie: "Das Problem, das uns in dieser Arbeit beschäftigen wird, nämlich die empfindsame Frauenintelligenz, ist ein Teilproblem, entnommen der Frage nach der Frauenintelligenz des 18. Jahrhunderts überhaupt." (Halperin 1935: 1). Auch bei Natalie Halperin steht im Zentrum also die Frage Qui parle?, wer redet, von welchem Standort aus? Welches sind die gesellschaftlichen Bedingungen und Barrieren für die empfindsame Frauenintelligenz einerseits, für die eher 'rationalistischen' Schriftstellerinnen wie für die ersten Repräsentantinnen eines im eigentlichen Sinne modernen, weiblichen Literatendaseins andererseits?

Natalie Halperins Arbeit ist ein genialer Entwurf geblieben, überholt vielleicht in einigen Details, aber noch immer unübertroffen in der Fragestellung: auch für die Frauenseite Ewigkeitskategorien hintanzustellen und statt dessen nach den gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen weiblicher Intellektualität zu fragen. Hinter den knappen, so ungemein präzisen Skizzen können wir freilich die atemlose Bedrückung erahnen, mit der sie wohl in den Jahren 1933 und 1934 zu Papier gebracht worden sind.

Auch Natascha Halperin war Jüdin, 1908 in Petersburg geboren, 1935 noch wohnhaft in Frankfurt, wenn wir den Universitätsakten Glauben schenken können. Seit dem Sommer 1933 waren ihre Lehrer in England, ihre Freunde in aller Welt oder - schlimmer - von ganzem Herzen in Deutschland. Am 25. Juli 1934 fand die mündliche Prüfung bei Heinz Marr und dem Germanisten Franz Schultz statt<sup>7</sup>; 1935 erschien die Dissertation in Quakenbrück; am 21. August 1935 wurde das Verfahren abgeschlossen. Von da an fehlt jegliche Spur.<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Promotionsbuch der Philosophischen Fakultät, Nr. 580 vom 21.08.1935. Fächer: Soziologie, Germanistische Philologie, Pädagogik. Prädikat: gut.

<sup>8</sup> Natalie Halperin soll in ihrer Studienzeit eng mit dem aus Ostpreußen stammenden gleichaltrigen Wilhelm Gollub befreundet gewesen sein. Gollub hat 1936 ebenfalls an der Frankfurter Universität mit einer Arbeit über die Theorien der Kunst bei Nietzsche in Philosophie promoviert. 1959 hat er eine Biographie von Tiberius veröffentlicht, in der er sich explizit auf Mannheim beruft: "Was den methodologischen Zugriff angeht, so weiß sich der Verfasser den soziologischen Theorien seines Lehrers Karl Mannheim und den

Aus Natascha Halperin hätte eine Literatursoziologin von Format, eine Frauenforscherin mit Geist und Witz werden können. Statt dessen - niemand scheint es zu wissen.

Diese fragmentarischen Einblicke in Leben und Arbeit der ersten Doktorandinnen in Soziologie, die keine Soziologinnen werden durften, vermitteln eine Erfahrung des Verlustes. Eine Zukunft wurde zerstört (vgl. Greffrath 1979). Aber es ist keineswegs müßig, immer wieder danach zu fragen, wie sie hätte aussehen können.

#### Literatur

Benjamin, Walter (1972), Gesammelte Schriften, Band 3: Kritiken und Rezensionen, Frankfurt.

Carlé, Wilhelm (1931), Weltanschauung und Presse. Eine Untersuchung an zehn Tages-Zeitungen. Als Beitrag zu einer künftigen Soziologie der Presse, Frankfurt.

Gerth, Hans H. (1976), Bürgerliche Intelligenz um 1800, in: U. Hermann, Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus, Göttingen.

Gollub, Wilhelm (1959), Tiberius, München.

Greffrath, Mathias (1979), Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern, Reinbeck bei Hamburg.

Halperin, Natalie (1935), Die deutschen Schriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Versuch einer soziologischen Analyse, Quakenbrück.

Hammerstein, Notker (1989), Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Band 1: 1914-1950, Neuwied/Frankfurt.

Haussig, Frieda Elisabeth (1934), W. H. Riehl. Ursprünge der mittelständischen Soziologie in Deutschland, Koblenz.

Herlemann, Hilde (1934), Die Frau als Erzieherin in der Sicht des 18. Jahrhunderts, Borna-Leipzig.

Rutschky, Katharina (1982), Hören, Sehen, Glauben, Wissen. Über ein Entwicklungsproblem der Nachkriegszeit, in: M. Rutschky (Hg.), Errungenschaften. Eine Kasuistik, Frankfurt.

Rutschky, Katharina (1986), Ein Stück deutscher Geschichte, in: Margarete Freudenthal, Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft, Frankfurt/Berlin: VII-XXII.

Sallis-Freudenthal, Margarete (1977), Ich habe mein Land gefunden, Frankfurt.

Seglow, Ilse (1977), Work at a Research Programme, in: P. R. Gleichmann/J. Goudsblom/H. Korte (Hg.), Human Figurations. Aufsätze für Norbert Elias, Amsterdam: 16-22.

Truhel, Käthe (1934), Sozialbeamte. Ein Beitrag zur Sozioanalyse der Bürokratie, Sagan.

Wadsack, Marga (1938), Frankreichs Sicherheitspolitik in der Nachkriegszeit, Frankfurt.

Zeitschrift für Sozialforschung [1938], 7, wiederabgedruckt in: Walter Benjamin (1972), Gesammelte Schriften, Band 3, Frankfurt: 542 ff.

---

massenpsychologischen Auffassungen seines Freundes Hans Domizlaff, welche beide für die Geschichtsforschung bei weitem nicht genügend fruchtbar gemacht worden sind, verpflichtet." (Gollub 1959).